

Erlebniswelten

Ronald Hitzler · Miriam Gothe *Hrsg.*

Ethnographische Erkundungen

Methodische Aspekte aktueller
Forschungsprojekte

 Springer VS

Erlebniswelten

Herausgegeben von

W. Gebhardt, Koblenz-Landau

R. Hitzler, Dortmund

F. Liebl, Berlin

In allen Gesellschaften (zu allen Zeiten und allerorten) werden irgendwelche kulturellen Rahmenbedingungen des Erlebens vorproduziert und vororganisiert, die den Menschen außergewöhnliche Erlebnisse bzw. außeralltägliche Erlebnisqualitäten in Aussicht stellen: ritualisierte Erlebnisprogramme in bedeutungsträchtigen Erlebnisräumen zu sinn geladenen Erlebniszeiten für symbolische Erlebnisgemeinschaften. Der Eintritt in dergestalt zugleich ‚besondere‘ und sozial approbierte Erlebniswelten soll die Relevanzstrukturen der alltäglichen Wirklichkeit – zumindest partiell und in der Regel vorübergehend – aufheben, zur mentalen (Neu-)Orientierung und sozialen (Selbst-)Verortung veranlassen und dergestalt typischerweise mittelbar dazu beitragen, gesellschaftliche Vollzugs- und Verkehrsformen zu erproben oder zu bestätigen.

Erlebniswelten können also sowohl der ‚Zerstreuung‘ dienen als auch ‚Fluchtmöglichkeiten‘ bereitstellen. Sie können aber auch ‚Visionen‘ eröffnen. Und sie können ebenso ‚(Um-)Erziehung‘ bezwecken. Ihre empirischen Erscheinungsweisen und Ausdrucksformen sind dementsprechend vielfältig: Sie reichen von ‚unterhaltsamen‘ Medienformaten über Shopping Malls und Erlebnisparks bis zu Extremsport- und Abenteuerreise-Angeboten, von alternativen und exklusiven Lebensformen wie Kloster- und Geheimgesellschaften über Science Centers, Schützenclubs, Gesangsvereine, Jugendszenen und Hoch-, Avantgarde- und Trivialkultur-Ereignisse bis hin zu ‚Zwangserlebniswelten‘ wie Gefängnisse, Pflegeheime und psychiatrische Anstalten.

Die Reihe ‚Erlebniswelten‘ versammelt – sowohl gegenwartsbezogene als auch historische – materiale Studien, die sich der Beschreibung und Analyse solcher ‚herausgehobener‘ sozialer Konstruktionen widmen.

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt
Universität Koblenz-Landau
Universitätsstraße 1
56070 Koblenz
gebhardt@uni-koblenz.de

Franz Liebl
Univ. der Künste Berlin
franzL@udk-berlin.de

Ronald Hitzler
TU Dortmund
ronald@hitzler-soziologie.de

Ronald Hitzler • Miriam Gothe (Hrsg.)

Ethnographische Erkundungen

Methodische Aspekte aktueller
Forschungsprojekte

Herausgeber
Ronald Hitzler
Miriam Gothe

Technische Universität Dortmund
Deutschland

ISBN 978-3-658-07256-8

ISBN 978-3-658-07257-5 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-07257-5

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

Zur Einleitung: Methodologisch-methodische Aspekte ethnographischer
Forschungsprojekte 9
Ronald Hitzler und Miriam Gothe

Teil 1 „Old School?“

Bodybuilder, Brieftauben, Bayernfans.
,Kleine soziale Lebens-Welt‘, ‚Milieu‘ und ‚soziale Welten‘
im Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie 19
Dariusž Zifonun

Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch alles?
Probleme medienethnographischer Forschung am Beispiel
einer Kulturanalyse des Pokerns 31
Gerd Möll

Territorialverhalten in einem Pflegeheim.
Deutungen des Wohnerlebens von Menschen mit Demenz 43
Christine Striffler

Forschungsfeld ‚Eventisierte Hochschule‘.
Vorüberlegungen zu einem Projekt 59
Tino Perlick

Teil 2 „Kombination von Methoden“

Im Studio. Felderkundungen zur alltäglichen Praxis des Bodybuildings 71

Anne Honer

Praktische Deutungen. Eine komplexe Ethnographie zum Umgang
mit Menschen im Wachkoma 89

Ronald Hitzler

Ethnographische Erkundungen zwischen Sehen und Nicht-Sehen
– im Kontext einer Studie zur Situation von Menschen mit Sehverlust
im Alter 103

Carsten Bender und Marion Schnurnberger

Teil 3 „Spezielle Methoden“

Interkulturelle Gruppenarbeit im internationalen Studienalltag.
Ansätze einer anwendungsorientierten lebensweltanalytischen
Ethnographie 127

Norbert Schröder und Volker Hinnenkamp

Log- und Tagebücher als Erhebungsmethode in ethnographischen
Forschungsdesigns 141

Alexa Maria Kunz

Videodaten interpretieren – auf der Suche nach Merkmalen
von Kreativität 163

Felix Albrecht

Ethnographie und Bildhermeneutik.
Visuelle Daten im Rahmen lebensweltanalytischer Forschung 177

Babette Kirchner und Gregor Betz

Teil 4 „New School?“

Zurück in den Lehnstuhl.

Lebensweltliche Ethnographie in interaktiven Medienumgebungen 211
Heiko Kirschner

Auf feindlichem Terrain. Gewissheiten und Irritationen infolge
existenzieller Eingebundenheiten 231
Paul Eisewicht, David Emling und Tilo Grenz

Freundschaftliche Forschung?
Annäherung und Distanzierung beim Betreiben von Ethnographie 255
Christine Keller

Ethnographische Gameness – Reflexionen zu extra-methodologischen
Aspekten der Feldarbeit im Rockermilieu 273
Christian J. Schmid

Angaben zu den Autorinnen und Autoren 295

Zur Einleitung

Methodologisch-methodische Aspekte ethnographischer Forschungsprojekte¹

Ronald Hitzler und Miriam Gothe

Ethnographie(n)

Als „Ethnographie“ bezeichnen wir die Erkundung, die Beschreibung und das Verstehen des Eigen-Sinns sozialer Lebenswelten. Ethnographien lassen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten auch ‚typisch‘ differenzieren. Im Verstande eines ersten, sehr simplen Vorschlags dazu² unterscheiden wir – im Hinblick auf das je dominante Erkenntnisinteresse – zum Beispiel drei Arten von Ethnographien:

Charakteristisch für das, was man „*exotische*“ Ethnographie nennen könnte, ist die Betonung der Einzelfallspezifik. Dabei geht es darum, die Besonderheit (bzw. eben die Exotik) der je untersuchten Welt herauszuarbeiten. Bei als „*komparativ*“ charakterisierbarer Ethnographie geht es demgegenüber um die Betonung struktureller Ähnlichkeiten und Gleichartigkeiten von – oberflächlich betrachtet mitunter hochgradig unterschiedlichen – Welten. Und immer wieder stoßen wir in der Literatur auch auf als „ethnographisch“ etikettierte Konzepte, die auf die Erschließung von Routine-Elementen alltäglicher und organisationaler Interaktion und Kommunikation abzielen. Das Erkenntnisinteresse solcher Untersuchungen richtet sich zumeist auf immer wieder aufweisbare *strukturelle* Aspekte bestimmter Welten.

Verwirrenderweise werden – vor allem, aber nicht mehr nur im englischsprachigen Raum – unter dem Etikett „Ethnography“ oft auch auf die Analyse mehr oder weniger beiläufiger sozialer Praktiken fokussierte *Mikrostudien* subsummiert, wie sie exemplarisch etwa Erving Goffman betrieben hat. Solche – vor allem

-
- 1 In diesem einleitenden Text greifen wir intensiv auf Ausführungen in Hitzler 2007 zurück. Zur Entwicklung des Ansatzes vgl. auch Hitzler/Honer 1988 sowie Hitzler 1999 und 2000.
 - 2 An einer wesentlich elaborierteren Binnendifferenzierung arbeitet derzeit Paul Eisewicht.

wiederkehrende bzw. stereotype kommunikative Situationen, Interaktionsarten, Tätigkeitsformen, Verhaltensmuster usw. aufzeigende – Mikrostudien sind für die Rekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen ausgesprochen wertvoll. Unbeschadet dessen führt es unseres Erachtens semantisch in die Irre, sie als „Ethnographien“ zu etikettieren. Von „Ethnographie“ zu sprechen, macht aus unserer Sicht nur dann Sinn, wenn sich die forschende Person *so* lange und intensiv auf die Weltansichten (und die damit korrespondierenden, besonderen Praktiken) der sie jeweils interessierenden Akteure einlässt, bis sie tatsächlich umfassend mit ihnen vertraut ist – was immer *aus* diesen Welt(sicht)en dann auch letztlich im Fokus ihrer *Darstellung* stehen mag: Exotik, Komparation oder Struktur. Wir schlagen also vor, *Ethnographien* im Unterschied zu Mikrostudien dadurch zu kennzeichnen, dass die forschende Person am Leben in ihrem jeweiligen Feld tatsächlich teilhat und dass sie zugleich im Feld so agiert, dass sie es – im Gegensatz etwa zum sogenannten Aktionsforscher, aber auch zum Autoethnographen – möglichst wenig von *äußeren* Wertsetzungen her beeinflusst und verändert.

Als symptomatisch für die ethnographische Feldarbeit betrachten wir überdies, dass die Datenerhebung hochgradig situationsflexibel statthat; das heißt, dass die Reinheit der je eingesetzten Methode nachrangig ist gegenüber dem ‚Auftrag‘, so Vieles und so Vielfältiges wie möglich über die Welt, in der man sich jeweils bewegt, in Erfahrung zu bringen. Das ist ein wesentlicher Grund dafür, dass nicht alle, aber doch ein Teil der Feldforschungen betreibenden Personen für ihre eigene Arbeit das in der Ethnographie konsensuelle methodische Repertoire zu erweitern suchen. Zu diesem konsensuellen methodischen Repertoire zählt bekanntlich ganz zentral die sogenannte teilnehmende Beobachtung (von „teilnehmend“ ist vor allem deshalb die Rede, weil die beobachtende Person das Geschehen im Feld nicht wie in einer experimentellen Situation zum Beispiel durch einen Einwegspiegel beobachten kann, sondern erkennbar dabei sein muss, um beobachten zu können).

Teilnehmende Beobachtung und beobachtende Teilnahme

Die Methode der teilnehmenden Beobachtung gilt ja bekanntermaßen als *das* ethnographische Basisverhalten schlechthin. Sie dient dazu, Sinneseindrücke zu gewinnen, Erfahrungen zu machen und Phänomene zu registrieren. *Teilnehmende* Beobachtung lässt sich folglich generell als eine Beobachtungsform beschreiben, bei der die Art des Beobachtens *nicht* von vornherein festgelegt ist und bei der Teilnahme deshalb und insoweit stattfindet, als sie notwendig ist, um Beobachtungen überhaupt durchführen zu können. Fokussiert werden Beobachtungen idealerweise

theoriebildungsgeleitet während des Forschungsprozesses – und zwar tendenziell zunehmend. Das heißt, dass die Beobachtungen im Verlauf des Forschungsprozesses wie in einem Trichter zusammengeführt und präzisiert und im Weiteren dann auch systematisiert werden.

Dieses Verfahren wird nun in der – ursprünglich insbesondere von Anne Honer (vgl. z. B. 1989, 1993, 2000, 2011 und 2012) entwickelten – sogenannten *lebensweltlichen* bzw. später: *lebensweltanalytischen* Ethnographie durch eine verfahrenstechnisch reflektierte Form des Mit-Erlebens *ergänzt* (nicht etwa: ersetzt), die wir als „beobachtende Teilnahme“ bezeichnen. Beobachtende *Teilnahme* meint: sich in möglichst Vieles existenziell zu involvieren bzw. involvieren zu lassen, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, mit zu tun, was zu tun je ‚üblich‘ ist bzw. was von denen, mit denen man zu tun hat, eben getan wird, und dabei nicht nur andere, sondern auch *sich selbst* zu beobachten – beim Teilnehmen ebenso wie beim Beobachten. Beobachtende Teilnahme bedeutet also, in das soziale Feld, das untersucht wird, *intensiv* hineinzugehen und – bis hinein in sprachliche und habituelle Besonderheiten – zu versuchen, den Menschen, mit denen man dann symptomatischer Weise zu tun hat, möglichst ähnlich zu werden.

Lebensweltanalytisch arbeitende Ethnographen lassen sich grundsätzlich also dadurch kennzeichnen, dass sie im Zweifelsfall weniger teilnehmend *beobachten* als vielmehr beobachtend *teilnehmen* – und dabei dann selbstverständlich, *soweit möglich* (d. h. soweit es nicht die Teilnahme massiv unterminiert), auch zu beobachten. Das ist deshalb schwierig, weil Teilnehmen und Beobachten eigentlich *widersprüchliche* Verhaltensweisen sind: Wenn man wirklich teilnimmt, beobachtet man kaum noch. Wenn man wirklich beobachtet, kommt man kaum noch zum Teilnehmen. Das ist ein unseres Erachtens bislang ungelöstes Dilemma, das auch wir deshalb von Fall zu Fall und ‚irgendwie‘ pragmatisch zu bewältigen versuchen.

In jüngster Zeit scheint sich – über die Radikalisierung des Prinzips der (per se affirmativen) beobachtenden Teilnahme – nun eine bis dato nicht weiter problematisierte, weil gar nicht weiter beachtete innerethnographische Kluft aufzutun bzw. augenfällig zu werden: Die Kluft zwischen einer Auffassung von der idealen Positionierung eines ethnographischen Feldforschers sozusagen *zwischen* allen Fronten, idealerweise in alle Richtungen gleich distanziert blickend und „sich heraushaltend“ einerseits und einer Auffassung feldbedingt so hochgradiger existenzieller Involviertheit in die Aktivitäten der je zum Erkenntnisgegenstand gewordenen Subjekte andererseits, wie sie selbst Anne Honer nicht im Blick hatte – und wie sie ihr möglicherweise auch nicht wünschenswert erschienen wäre. Wir reden dabei von einer Idee von Feldforschung, bei der bzw. der zufolge sich die Ethnographie treibende Person ganz reflektiert darauf einlässt, sich bei Bedarf (d. h., wenn es angezeigt ist oder ihr als opportun oder gar als notwendig erscheint) die Hände

ebenso schmutzig zu machen wie die Akteure, die sie untersucht. Etikettiert wird die einschlägige Diskussionslinie, die wir auch in diesem Band andeutungsweise nachzuziehen versuchen, derzeit als „Old School- vs. New School-Ethnographie“.

Die ethnographische Kompetenz

Um diese Einleitung aber *nicht* im Eindruck eines in der Ethnographie womöglich dräuenden *Schismas* gipfeln zu lassen, betonen wir hier, sozusagen im Sinne eines versöhnlichen Hinweises, die für *alle* – jedenfalls für alle ‚ordentlich‘ – explorativ-interpretativ arbeitenden Personen zu reklamierende *besondere* forschersische Kompetenz: Diese besondere forschersische Kompetenz besteht unseres Erachtens vor allem anderen darin, dass die Ethnographie treibende Person in der Lage ist, erkenntnisoptimierend zwischen existenzieller Nähe und analytischer Distanz zu changieren – was insbesondere deshalb so bedeutsam ist, weil Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung eben *nicht* in einer vorweg festgelegten, linearen Abfolge, sondern weil der explorativ-interpretative Forschungsprozess eines ethnographischen Projektes – dem Prinzip des „Theoretical Sampling“ folgend – in einer spiralförmigen Bewegung stattfindet.

Das heißt, dass a priori im Feld *alles* beachtenswert ist, weil man erst im Verlauf des Forschungsprozesses erkennen kann, was hier – aus den als solchen verstehend beobachteten Relevanzsetzungen der Untersuchten heraus – *besonders* beachtenswert, deutungs- und erklärungsbedürftig ist. Folglich werden, auf das – wie auch immer entstandene – Forschungsinteresse bezogen, zunächst möglichst mannigfaltige Daten zusammengetragen und idealerweise sozusagen „triangulierend“ analysiert. Und auf der Basis dieser Datenauswertung werden dann gezielter, nämlich im Hinblick auf ihre mutmaßliche theoretische Relevanz minimal/maximal kontrastierend, weitere Daten gesammelt und interpretiert – und zwar so lange, bis das Erkenntnisinteresse befriedigt ist oder der Forschungsprozess aus anderen Gründen abgebrochen bzw. zu einem pragmatischen Ende gebracht werden und in aller Regel auch ein Forschungsbericht geschrieben werden muss, auf dessen Basis dann mit neuen Fragen mitunter wieder in den Forschungsprozess eingestiegen werden oder eben ein neues Projekt in Angriff genommen werden kann. Der Ethnographie eignet mithin – jedenfalls dem hier skizzierten ‚Lehrbuchverlauf‘ nach – ein zunehmend *fokussierender* Forschungsprozess.

Bei alledem muss, wer Ethnographie treibt, einerseits (auch emotional) möglichst nahe an das infrage stehende Feld heran – und das immer wieder, um es optimal erkunden zu können. Andererseits aber darf die je im Feld befindliche Person

naheliegender Weise ihr wissenschaftsbezogenes Relevanzsystem nicht aufgeben, ohne Gefahr zu laufen, zu „verkaffern“, das heißt, wie weiland Frank Cushing (der ‚klassische‘ Parafall des „going native“), nicht mehr aus dem Feld herausgehen und in die Wissenschaft zurückkommen zu wollen.

Unterwegs in mannigfaltigen Welten

Die in diesem Band versammelten Beiträge basieren zu großen Teilen auf Vorträgen, die von jüngeren, explorativ-interpretativ arbeitenden Kolleginnen und Kollegen im Dezember 2013 bei einem mit einem Methodenseminar verbundenen Workshop an der Technischen Universität Dortmund gehalten wurden.³ Alle hier publizierten Aufsätze resultieren aus ethnographie-affinen und (mit Ausnahme des vor über dreißig Jahren entstandenen, u. E. aber immer noch ‚aktuellen‘ Textes von Anne Honer) auch aus gegenwärtig laufenden Projekten bzw. Projektzusammenhängen. Deshalb haben wir sie, auch weil sie alle, wenn auch unterschiedlich explizit, auf eine mehrere Methoden integrativ miteinander verbindende Feldforschung verweisen, unter dem Etikett „Ethnographische Erkundungen“ zusammengestellt. Zugleich haben wir uns bemüht, den unterschiedlichen Ausrichtungen der Beiträge durch eine Gliederung des Bandes entlang von vier Schwerpunktthemen einigermaßen Rechnung zu tragen:

Old School?

Unter dem Schwerpunkt „Old School?“ versammeln wir Beiträge, die im ‚klassischen‘ Modus durchgeführte bzw. projektierte ethnographische Studien vorstellen bzw. auf solche rekurren. – Zunächst lotet *Dariusz Zifonun* – auf der Basis der Re-Lektüre einschlägiger empirischer Arbeiten und mit dem Ziel der Begriffsklärung – in seinem Beitrag Verständnis, Verhältnis und gegenseitige Ergänzungsmöglichkeiten dreier Konzepte zur Bestimmung intersubjektiv gültiger Sinnsysteme und damit wesentlicher theoretischer Ansätze für die Ethnographie aus: den der kleinen sozialen Lebens-Welten, den des Milieus und den der sozialen Welt. – *Gerd Möll* stellt die Notwendigkeit und die Erkenntnismöglichkeiten, aber auch die Herausforderungen

3 Den Studierenden, die an diesem Workshop aktiv teilgenommen haben, danken wir für ihre kritisch-konstruktiven Kommentare zu den Vorträgen. – *Sonja Rack* danken wir für ihre redaktionelle Arbeit an diesem Sammelband.

einer medienethnographischen Forschung am Beispiel des (Online-)Pokers und damit für ein Feld dar, das in jüngerer Zeit komplexen Mediatisierungsprozessen unterliegt. – *Christine Striffler* erkundet mit ihrem Beitrag zur Rekonstruktion des Wohnverhaltens von Menschen mit Demenz in einem Pflegeheim ein ‚Grenzgebiet‘ herkömmlicher ethnographischer Erhebungstechnik: In dem von ihr gewählten Feld stößt die Perspektivenübernahme durch die forschende Person auf Fragen intersubjektiver Nachvollziehbarkeit der je subjektiven Sinnsetzungen der untersuchten Menschen. – Noch aus dem Stadium der Projektierung einer komparativen Untersuchung zu Eventisierungstendenzen an US-amerikanischen und deutschen Hochschulen heraus skizziert *Tino Perlick* die Nützlichkeit ethnographischer Datenerhebung auch in interkulturellen Vergleichsstudien.

Kombination von Methoden

Der zweite Schwerpunkt, „Kombination von Methoden“, weist ebenfalls eine inhaltliche Nähe zur Old School-Ethnographie auf, insofern hier vor allem im Mittelpunkt steht, wie mehrere herkömmliche Verfahren der Datenerhebung und -auswertung aufeinander bezogen und miteinander verbunden werden können. – Der erste Beitrag ist ein Auszug aus der (1983 vorgelegten) Magisterarbeit von *Anne Honer*, in dem bereits deutlich erkennbar wird, wie sie im Rahmen der wissenssoziologischen Erkundung in einem Bodybuilding Studio ihre keineswegs auf „beobachtende Teilnahme“ beschränkte, sondern stets methodenplural angelegte „lebensweltliche Ethnographie“ betrieben hat. – Der Beitrag von *Ronald Hitzler* illustriert am Beispiel eines Forschungsprojekts zum Deutungsmuster „Wachkoma“ die Notwendigkeit, eine ganze Reihe von Verfahrenstechniken ebenso wie erhebliche zeitliche und personelle Ressourcen einzusetzen, um divergente Wissensbestände unterschiedlicher Typen von Akteuren in einem thematisch zunächst begrenzt scheinenden ‚Praxisfeld‘ ethnographisch bzw. ethnographiebasiert zu rekonstruieren. – *Carsten Bender* und *Marion Schnurnberger* ergänzen im Rahmen ihrer Erkundungen der Erlebensweisen älterer Menschen mit Sehverlust den von ihnen aufgenommenen Ansatz methodenpluraler lebensweltlicher Ethnographie um ein für ihr Erkenntnisinteresse ertragreiches, ‚wahrnehmungssensibles‘ Erhebungs- und Analysekonzept.

Spezielle Methoden

Der Schwerpunkt „Spezielle Methoden“ setzt sich zusammen aus Beiträgen, in denen die ethnographischen Designs starke Fokussierungen auf jeweils zentrale Arten der Datenerhebung und/oder der Datenauswertung aufweisen. – *Norbert Schröer* und *Volker Hinzenkamp* haben im Rahmen ihres anwendungsorientierten Projekts Studierende selber explorieren lassen, wie sie Formen interkultureller studentischer Zusammenarbeit erleben und beurteilen. – *Alexa Maria Kunz* präsentiert theoretische Überlegungen zu sowie Erfahrungen aus der praktischen Umsetzung von Log- und Tagebuchverfahren im Kontext genuin ethnographischer Forschung. – *Felix Albrecht* befasst sich mit der (ethnomethodologisch informierten) Interpretation von Videodaten in einem Projekt zur Rekonstruktion von Techniken der Kreativitätsbewertung. – Basierend auf Erfahrungen mit der Interpretation visueller Daten in verschiedenen lebensweltanalytischen Kontexten plädieren *Babette Kirchner* und *Gregor Betz* für eine integrative Anwendung unterschiedlicher Verfahren der Bild- bzw. Fotoanalyse im Rahmen wissenssoziologisch orientierter ethnographischer Forschung und führen diese Technik auch an einem konkreten Beispiel vor.

New School?

Im Schwerpunkt „New School?“ haben wir Beiträge zusammengestellt, die das ‚Problem‘ starker existenzieller Involviertheit forschender Personen in ihr jeweiliges Feld thematisieren und reflektieren. – Für eine unabdingbar eine hochgradige Involvierung ins Feld mit sich bringende, komplexe Variante ethnographischen Arbeitens votiert *Heiko Kirschner* bei dem dezidiert lebensweltanalytischen Ansatz seiner Forschungen in interaktiven Mediumumgebungen. – Am Beispiel ihrer Erfahrungen in drei deutlich unterschiedlichen sozialen Settings diskutieren *Paul Eisewicht*, *David Emling* und *Tilo Grenz* die je subjektiven Konsequenzen bzw. ‚Risiken‘, aber auch die zusätzlichen Erkenntnispotenziale der Radikalisierung beobachtender Teilnahme hin zu erheblichem existenziellem Engagement. – Das ‚beschwerliche‘ (bzw. dilemmatische) Austarieren von Nähe und Distanz bei Feldkontakten in einer auf eine Person fokussierten Studie steht im Zentrum des Beitrags von *Christine Keller*. – Und *Christian J. Schmid* schließlich reflektiert vor dem Hintergrund seiner Forschungserfahrungen im Rockermilieu, inwiefern methodologische und methodische Kompetenz überhaupt als ‚objektives‘ Handwerkszeug verstanden bzw. erlernt werden kann und ob die (habituelle) ‚Passung‘ von forschender Person und Feld nicht eine wenigstens ebenso wichtige – extra-method(olog)ische – Bedingung erfolgreicher ethnographischer Erkundungen ist.

Literatur

- Hitzler, R. (1999). Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: Soziale Welt, 50. Jg., H. 4, S. 473–483.
- Hitzler, R. (2000). Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnographie. In: W. Lindner, Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit (S. 17–31). Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, R. (2007). Ethnographie. In: R. Buber, & H. H. Holzmüller (Hrsg.), Qualitative Marktforschung (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1988). Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis, 18. Jg., H. 6/1988, S. 496–501.
- Honer, A. (1989). Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie (ZfS), 18. Jg., 4, S. 297–312.
- Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (2000). Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: U. Flick (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 194–204). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Honer, A. (2011). Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2011). Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Pofelr (Hrsg.), Lebenswelt und Ethnographie (S. 21–30). Essen: Oldib.

Teil 1
Old School?

Bodybuilder, Brieftauben, Bayernfans

„Kleine soziale Lebens-Welt“, „Milieu“ und „soziale Welten“ im Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie¹

Dariusz Zifonun

Einführung

Der Titel dieses Aufsatzes spielt auf drei empirische Studien an, von denen ausgehend der Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie erhoben wird. Dabei zeigt sich, dass die drei Begriffe ‚kleine soziale Lebenswelt‘, ‚Milieu‘ und ‚soziale Welten‘ auf die phänomenologische Fundierung der hermeneutischen Wissenssoziologie verweisen, zugleich jedoch in soziologischer Perspektive unterschiedliche Leistungen zu erbringen in der Lage sind.

Am Beispiel einer Studie von Anne Honer über Bodybuilding (Honer 1985) wird erkennbar, dass die Analyse ‚kleiner sozialer Lebens-Welten‘ es ermöglicht, über die Rekonstruktion subjektiver Relevanzsysteme zur Struktur gesellschaftlicher Sinn-systeme vorzudringen. Der analytische Zugriff auf Interaktionszusammenhänge wird innerhalb dieses konzeptionellen Rahmens jedoch nicht möglich. Sozialstrukturelle Phänomene geraten in den Blick, wenn man sich ‚Milieus‘ zuwendet, die in Hans-Georg Soeffners Arbeit über Bergleute (1992) als interaktive, symbolisch überformte Gemeinschaften subjektive Wirklichkeit erlangen. Anders als im Falle einer strukturalistischen Verwendung des Milieu-Begriffes konzeptualisiert Soeffner die Beziehungsstruktur von Milieus nicht als transintentionale Realität, sondern strikt phänomenologisch als Ermöglichungsrahmen für Begegnungen. Allerdings verweist der Milieu-Begriff in Soeffners Verwendungsweise auf eine ‚Totalinklusion‘ des Subjektes in umfassende soziale Beziehungen. Im Gegensatz

1 Frühere Fassungen des Vortrags wurden im Sommersemester 2014 im Soziologischen Forschungskolloquium der Universität Trier sowie im Rahmen der Qualitativen Methodengespräche am Institut für Soziologie der LMU München vorgestellt. Marion Müller und Hella von Unger danke ich für die Einladungen, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern für die kritischen Anmerkungen. Anika Schönhoff sei für die Hilfe bei der Erstellung des Manuskripts gedankt.

dazu erlaubt es der Begriff ‚soziale Welten‘ den Teilzeitcharakter sozialer Beziehungen in den Blick zu bekommen, wie anhand von Arbeiten des Verfassers über die Fußballwelt (Zifonun 2007, 2008, 2014) gezeigt werden kann.

Neben diesen methodologischen Differenzen bringt der Konzeptvergleich zwischen den Studien zudem Unterschiede in den Zeitdiagnosen zu Tage, die die Texte vorlegen. Diese Differenzen verweisen zum einen auf einen historischen Wandel, zum anderen haben sie gesellschaftstheoretische Implikationen. Die hermeneutische Wissenssoziologie erweist sich in der Gesamtschau der Studien als ein soziologisches Unternehmen, das – ausgehend von phänomenologisch begründeten empirischen Analysen – Forschungsmethoden, Methodologien, Zeitdiagnosen und Gesellschaftstheorien in sich vereint.

Bodybuilding als kleine soziale Lebens-Welt und Sinnsystem

Anne Honer grenzt in ihrem zuerst 1985 erschienenen Aufsatz ihre Sichtweise zunächst von Studien über Bodybuilding ab, die sich entweder der psychischen Disposition von Bodybuildern widmen oder deren Fremdefinition thematisieren. Stattdessen, so Honer (1985), interessiert sie sich für Bodybuilding als einer „sinnhaften *sozialen* Praxis“ und argumentiert, dass diese Praxis „nichtalltägliche Sinnstrukturen“ aufweise. Was ist damit gemeint? Honers These lautet, dass Bodybuilding, obwohl auf der Handlungsebene zunächst pragmatische Körpermanipulation, auf zahlreiche transzendente Zusammenhänge verweist. Mit anderen Worten: der Körper des Bodybuilders wird zwar im Hier und Jetzt geformt und zur Schau gestellt, seinen Sinn erhält er jedoch erst durch außeralltägliche Bezüge auf die Sphären des Schönen und des Religiösen. Als Arbeit ist Bodybuilding zunächst darauf gerichtet, „aus schwachem, weichem, tragem, fettem Fleisch kräftiges, hartes, aktives und muskulöses zu machen“. Allerdings zielt diese Transformation nicht auf gesteigerte Leistungsfähigkeit. Nicht der starke Körper des Arbeiters oder der asketische Leistungskörper des Sportlers soll erworben werden, nicht ein starker, sondern ein schöner Körper. Angestrebt werden „harmonische Proportionen“, die ihren Sinn durch den Verweis auf die Welt der Ästhetik erhalten. Bodybuilding ist dann Kunst. Die Missachtung, die der Bodybuilder wegen seines Verstoßes gegen die herrschenden „physischen Normvorstellungen“ von Seiten der Laien erfährt, wiegt wenig im Vergleich zur Anerkennung durch die Experten, die zur Deutung des „wohl-,definierten‘ Körpers“ in der Lage sind: Sie lesen ihn als Verkörperung einer „transzendentalen Idee des Schönen“.

Im „Posing“ als Form der „Body-Art“ wird „der dargebotene Körper“, so Honer, „zum Symbol: Einerseits drückt er mehr oder minder gelungen das bereits tradierte ästhetische Ideal aus, andererseits repräsentiert er die vorausgehende praktische Kreativität der Muskelformung“. Und diese Muskelformung hat neben ästhetischen auch religiöse Aspekte. Die religiöse Erfahrung des Bodybuilders liegt in der Erfahrung des Schmerzes. Im Training überschreitet er „die Grenzen des Erträglichen“. Diese Grenzüberschreitung des Bodybuilders schreibt sich, so Honer, in den definierten Körper des Bodybuilders ein, der so „zum Ausdrucksfeld innerer Zustände“, mithin also seines Geistes wird:

„Die Qualität seiner Muskulatur drückt [...] aus, in welchem Maße er sich in die andere Wirklichkeit der Überbelastung, der Überforderung, der Qual und der Schmerzen ‚entrücken‘ kann, wie hoch mithin sein Konzentrationspotential, wie stark und unbeirrt sein *Wille zur Selbstdisziplinierung* ist“ (Honer 1985, S. 155-168; Hervorhebungen im Original).

Aktualität gewinnt Honers Studie heute, wenn man sie in den Kontext jüngerer Debatten um Formen sozialer Kontrolle stellt. Lange vor der Blüte der von Michel Foucault inspirierten Governmentality Studies (Rose 1996) interpretierte Honer Bodybuilding als Form der Selbstkontrolle, in der gesellschaftlicher Zwang internalisiert wird und die Selbstdisziplinierung subjektiv nicht nur als selbst gewählt erfahren wird, sondern auch als Lustgewinn. In der Fitnesskultur unserer Tage erkennen wir Honers Bodybuilding in ‚normalisierter‘ Form wieder.

Der Aufsatz zum Bodybuilder ist ein empirisches Gegenstück zu dem im Jahr davor gemeinsam mit Ronald Hitzler publizierten, konzeptionellen Artikel, der den Titel „Lebenswelt – Milieu – Situation“ trägt (Hitzler und Honer 1984). Überraschen muss in diesem Kontext, dass im empirischen Text Bodybuilding als „Sinnsystem“ verstanden wird, ein Begriff also prominent ist, der im terminologischen Aufsatz keine Rolle spielt. Honer und Hitzler bemühen sich in ihrem Aufsatz um eine phänomenologische Bestimmung der von ihnen diskutierten Begriffe, d. h. darum, die Begriffe so auszulegen, dass sie es ermöglichen, „soziale Handlungen vom Bewusstsein und von den subjektiven Bedeutungen her zu erfassen“ (Hitzler und Honer 1984, S. 69). Die phänomenologische Annahme lautet, pointiert formuliert: Wirklichkeit liegt nicht objektiv, als gegebene Tatsache vor, sondern immer nur subjektiv, als je eigene Leistung des Bewusstseins. Jeder Einzelne belebt mithin seine eigene Lebenswelt, die „das Insgesamt von *Sinnwelten*“ (Honer 1993, S. 27; Hervorhebungen im Original) darstellt, das er erfährt:

„Eine kleine soziale Lebens-Welt meint ein in sich strukturiertes Fragment der Lebenswelt, innerhalb dessen Erfahrungen in Relation zu einem speziellen, ver-

bindlich bereitgestellten intersubjektiven Wissensvorrat statthaben. Eine kleine soziale Lebens-Welt ist das Korrelat des subjektiven Erlebens der Wirklichkeit in einer Teil- bzw. Teilzeit-Kultur. ‚Klein‘ ist eine solche Welt also nicht etwa deshalb, weil sie grundsätzlich nur kleine Räume beträfe oder nur aus wenigen Mitgliedern bestünde. (Das ‚klein‘ betrifft nicht diese Dimension.) ‚Klein‘ nennen wir eine kleine soziale Lebens-Welt deshalb, weil in ihr die Komplexität möglicher Relevanzen reduziert ist auf ein bestimmtes Relevanzsystem. ‚Sozial‘ nennen wir eine kleine soziale Lebens-Welt deshalb, weil dieses Relevanzsystem intersubjektiv verbindlich ist für gelingende Partizipationen“ (Honer 1999, S. 64).

Wenn in Honers Text vorrangig vom Bodybuilder im Singular die Rede ist, ist die typische kleine soziale Lebens-Welt des Bodybuilders gemeint. Der Begriff des „Sinnsystems“ verweist im Bodybuilding-Text auf einen intersubjektiv verfügbaren Wissensvorrat, in diesem Fall also auf die Teilzeit-Kultur des Bodybuildings, auf die Bodybuilder von ihren kleinen sozialen Lebens-Welten aus zugreifen. Der Begriff der kleinen sozialen Lebens-Welt basiert auf der Annahme eines „intentionalen Apriori“ (Hitzler und Honer 1984, S. 62), d. h. einer Vorgängigkeit des Subjekts vor allem Sozialen und damit auch vor gesellschaftlichen Sinnsystemen. Der Begriff ist damit konsequent phänomenologisch gedacht. Jedoch wäre es verfehlt, den Text als einen phänomenologischen zu bezeichnen. Der Phänomenologie geht es um die Beschreibung vorsozialer Phänomene, sie vermeidet jede Interpretation. Honer jedoch legt eine Rekonstruktion der gesellschaftlichen Wissensbestände und Handlungspraktiken vor, wie sie typisch sind für Bodybuilder. Es handelt sich also um eine soziologische Studie, die jedoch, aufgrund methodologischer Vorüberlegungen, phänomenologisch begründet den Weg zu diesem gesellschaftlichen Sinnsystem über die Analyse dessen geht, was als Relevanzsystem des Bodybuilders bei diesem subjektiv vorliegt.

Was nun für einen soziologischen Text ungewöhnlich erscheinen muss, ist der Umstand, dass Gesellschaft nur im Sinne eines kollektiven Wissensvorrats, eines „Sinnsystems“, in Erscheinung tritt. Wie Bodybuilder etwas mit anderen machen, kommt nicht zur Sprache. Gesellschaft als Interaktionszusammenhang gerät nicht in den Blick. Wie das Wissen des Bodybuilders sich ausformt, wie es tradiert und vermittelt wird, wie man sich damit und darüber auseinandersetzt oder gar wie die Gemeinschaft der Bodybuilder strukturiert ist, darüber gibt der Text keine Auskunft. Mit anderen Worten soziale Strukturen oder gar die Sozialstruktur von Gesellschaft spielen keine Rolle.

Das Milieu der Bergleute als Gemeinschaft

Gegenstand von Hans-Georg Soeffners 1992 erschienenem Aufsatz „Der fliegende Maulwurf“ ist der, wie es in der Erweiterung des Titels in Klammern heißt, „taubenzüchtende Bergmann im Ruhrgebiet“. Dabei offenbart der Obertitel bereits das Programm des Aufsatzes. Die paradoxe Formulierung „fliegender Maulwurf“ zieht zwei widersprüchliche Teile zu einer unverbrüchlichen, symbolischen Einheit zusammen: den unterirdisch tätigen, schmutzigen, industriell disziplinierten Bergmann und die von ihm gehegte und gepflegte, weiße, freie, die Lüfte bewohnende Taube. So weit so gut. Allerdings zieht Soeffner daraus nicht den verklärenden Schluss, der Bergmann schaffe sich mit der Taube ein „Reich der Freiheit“, eine Gegenwelt. Stattdessen führt er aus, dass und wie die Taube und ihr Züchter sich in ihrer Beziehung gegenseitig domestizieren und konditionieren. Beide sind an den Taubenschlag gebunden, ihr Lebensrhythmus ist bestimmt von den Notwendigkeiten der Taubenzucht. Sie bilden beide gemeinsam – und hier taucht der Begriff erstmals im Text auf – ein Milieu.

Damit ist das Milieu, anders als die kleine soziale Lebens-Welt bei Honer, nichts rein subjektives, sondern etwas gemeinsames und – etwas überraschend – nichts exklusiv menschlich-gesellschaftliches, sondern etwas mit Tieren geteiltes.² Hier endet jedoch seine Verwendung des Begriffes nicht. Soeffner verwendet ihn zudem für die Gemeinschaft der Bergleute, deren Milieu seinen Zusammenhalt durch die Taube erlangt. Entstanden ist das Milieu der Bergleute im Ruhrgebiet zum Ende des 19. Jahrhunderts aus Arbeitssuchenden, die aus den unterschiedlichsten Teilen des deutschen Reichs, aus Polen, Italien und Holland in die Region kamen, denen es mithin sowohl an geteilten Formen alltäglicher Sozialorganisation wie an gemeinsamen Symbolbeständen fehlte und die sich beides im Medium der Taubenzucht als „soziales Organisationsprinzip“ schufen:

2 Wobei sich die These von der Gemeinschaft aus Bergmann und Tier nur schwerlich aufrechterhalten lässt, zumindest wenn man, wie Soeffner, Gemeinschaften als Interaktionsverbünde versteht, die auf der *wechselseitigen* Zuschreibung von Subjektivität und der *interaktiven* Herstellung von *communitas* basieren. Der Taube jedoch wird Subjektivität und Handlungsfähigkeit allenfalls zugeschrieben. Dass solche Zuschreibungen regelmäßig getätigt werden und sozial folgenreich sind, hat Thomas Luckmann (1980) gezeigt. In der Actor-Network-Theory wird die Zuschreibung von Handlungsträgerschaft zu nichtmenschlichen ‚Aktanten‘ zum wissenschaftlichen Programm erhoben. Für eine phänomenologisch fundierte interaktionistische Soziologie allerdings können Zuschreibungen lediglich Beobachtungsgegenstand sein. Ronald Hitzler sei für diesen Hinweis gedankt.

„Von nun an konnte man ‚problemlos‘ – unabhängig von ethnischer, religiöser, sprachlicher, ständischer Herkunft – in der Freizeit, insbesondere an Wochenenden, miteinander umgehen, ja, diese Freizeit gemeinsam ‚gestalten‘. Kneipen, Häuser (Dachstühle) und Gemeinschaftsfahrzeuge, Sonntage und Abende, Gespräche, Pläne, Gemeinschaftskassen, sie alle wurden nun organisiert unter dem Wahrzeichen der Taube. Dieses Wahrzeichen drückte ganzen Familien durch seine Lebensweise, durch seine Flug- und Fressgewohnheiten ebenso wie durch Krankheiten seinen Stempel auf. Taubenzucht und Wettflug etablierten und garantierten eine ‚neue‘ soziale Ordnung: der industrielle Bergarbeiter, im Stand, Prestige und historischen Abstand weit entfernt vom hoch eingeschätzten, z. T. sagemwobenen ‚Bergmann‘ des Mittelalters, war nun nicht mehr Arbeiter – er wurde zum ‚Kumpel‘. In eben diesem Wort kennzeichnet sich die Masse der Bergleute als eine Gemeinschaft“ (Soeffner 1992, S. 155).

Während Honers Aussagen über Bodybuilding hohe Aktualität aufweisen, zeichnet Soeffner das Portrait einer untergegangenen Welt. Mit dem Ende des Bergbaus im Ruhrgebiet ist auch eine Lebensform zu Ende gegangen, die stark mit den gegenwärtig dominanten Formen sozialer Organisation kontrastiert, wie der Vergleich zum Fußballmilieu zeigen wird. Zuvor ist es jedoch notwendig, nachzuzeichnen, wie überhaupt ein phänomenologischer Zugang zu Interaktionszusammenhängen möglich ist. Dabei wird sich zeigen, dass ein phänomenologisches Verständnis von Milieu sich stark von einem strukturalistischen unterscheidet.

Sozialstruktur und Milieu aus phänomenologischer Perspektive

Wir finden bei Soeffner ein Begriffsverständnis von Milieu als intersubjektivem Erfahrungsraum, das eng anknüpft an ein Verständnis von Sozialstruktur, das in der Wissenssoziologie von Thomas Luckmann und Peter Berger angelegt ist. In Berger und Luckmanns „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1980) finden wir ein Verständnis von Sozialstruktur, das diese als institutionalisierte Lösung für geteilte Handlungsprobleme ausweist, die sich zu umfassenden institutionellen Ordnungen auswachsen können. Honers Arbeit nimmt diese Fährte nicht auf, obwohl sie im Konstanzer Arbeitszusammenhang Luckmanns entstanden ist und Honer auf Berger und Luckmann verweist (Honer 1985, S. 155). Sie konzentriert sich ganz auf die gesellschaftliche Typik der subjektiven Orientierungen und körperlichen Praktiken.

Diese Beschränkung ist jedoch für eine phänomenologisch begründete Wissenssoziologie nicht zwingend notwendig. Es gibt in der Phänomenologie An-

knüpfungspunkte für die Konzeptualisierung nicht nur eines gesellschaftlichen Wissensvorrates, sondern auch von Sozialstruktur. Diese Anknüpfungspunkte finden sich in der Art und Weise, wie bei Alfred Schütz und Thomas Luckmann im 2. Kapitel der „Strukturen der Lebenswelt“ (2003) die Begriffe ‚Begegnung‘ und ‚Beziehung‘ gefasst werden. Schütz und Luckmann unterscheiden dort zunächst zwischen der ‚Wir-Beziehung‘ und der ‚Sozialwelt‘. In der Wir-Beziehung erfahren sich die Anwesenden als Mitmenschen „in zeitlicher und räumlicher Unmittelbarkeit“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 102), indem sie sich wechselseitig ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Da sich in der Wir-Beziehung die wechselseitige Spiegelung der Beteiligten vollzieht, ist sie der Ort der sozialen Begegnung, an dem sich die Alltagswelt als intersubjektive Wirklichkeit konstituiert. Wir-Beziehungen fallen damit in den Bereich meiner aktuellen Reichweite. Sobald aber mein Mitmensch diese Zone verlässt, also nicht mehr aktuell erreichbar ist, wird er zum Zeitgenossen. Er befindet sich dann lediglich in erlangbarer Reichweite. Eine soziale Begegnung ist nicht möglich. Diese Sphäre der Lebenswelt nennen Schütz und Luckmann die Sozialwelt. Die Sozialwelt ist nur mittelbar erfahrbar. Der Personentypus, der sie bevölkert, ist der Zeitgenosse, zu dem ich in einer Beziehung der Anonymität stehe.

Nichtsdestotrotz liegen zwischen Zeitgenossen soziale Beziehungen vor. Soziale Beziehungen werden von Schütz und Luckmann im Anschluss an Max Weber gerade über die Abgrenzung zur sozialen Begegnung definiert. Als soziale Begegnung bezeichnen sie den aktuellen Austausch zwischen Handelnden, während die soziale Beziehung dadurch definiert ist, dass sie eine soziale Begegnung wahrscheinlich macht. Sie sprechen dann von einer sozialen Beziehung, wenn die Chance besteht, dass Zeitgenossen „in die unmittelbare Erfahrung von Mitmenschen überführt werden“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 128), sei es als konkrete oder als typische Andere.

Wir können daran anschließend soziale Milieus als Beziehungsstrukturen verstehen, die die Chance zur Begegnung von Subjekten erhöhen, indem sie Begegnungen eine Richtung und Thematik geben und dadurch Interaktion situationsübergreifend formen. Die thematische Einschränkung auf ein Handlungsfeld und ein Deutungsrepertoire – statt der Offenheit beliebiger Anschlüsse – erhöht die Wahrscheinlichkeit der Begegnung mit typischen Anderen und reduziert zugleich die Begegnungschancen mit Subjekten, die nicht die entsprechende Typik aufweisen. Wir finden den Milieubegriff an unterschiedlichen Stellen von Luckmanns Werk auf ähnliche Weise verwendet, insbesondere in seinen Arbeiten zu kommunikativen Gattungen, wo Milieus als Außenstruktur kommunikativer Gattungen firmieren (Luckmann 2002; Knoblauch und Luckmann 2009).

Das kontrastiert nun stark mit einer anderen Begriffstradition der Verwendung des Milieu-Begriffs, der von Émile Durkheim geprägt wurde (Zifonun 2014). In

seinen „Regeln der soziologischen Methode“ argumentiert Durkheim, dass Milieus wie „Gussformen“ (Durkheim 1984, S. 126) seien, in die wir unser Handeln einzu-
passen haben und die sich nicht willentlich ändern lassen. Durkheim unterscheidet
zwischen dem inneren sozialen Milieu einer Gesellschaft und deren Nachbar-
gesellschaften, die er als äußeres soziales Milieu bezeichnet. Das innere Milieu
setzt sich aus Sondermilieus zusammen, die Durkheim als die Grundeinheiten
von Gesellschaft charakterisiert. Dabei unterscheidet er zwischen dem familialen
Milieu, dem territorialen Milieu und dem Arbeitsmilieu (Durkheim 1988). In den
englischen Übersetzungen Durkheims verschwindet der Milieu-Begriff, er wird
dort durch „environment“ ersetzt, was ein Grund für das weitgehende Fehlen einer
Befassung mit „Milieus“ in der neueren englischsprachigen Forschung sein könnte.
Ganz anders in Deutschland, wo der Milieu-Begriff in der Sozialstrukturanalyse
seit den 1980er Jahren eine steile Karriere gemacht hat (Hradil 1992; Müller 1989;
Schulze 1992; Vester u. a. 2001). Relevanter ist dabei aber eher Pierre Bourdieu als
Émile Durkheim. Allerdings wird Milieu als Komplementärbegriff zum Lebens-
stil eingeführt; eingeführt deshalb, weil er in den Arbeiten Bourdieus, etwa im
Schlüsselwerk „Die feinen Unterschiede“ (1982) keine Rolle spielt. Bourdieu ist
der Milieubegriff nicht geheuer, da er nicht eindeutig auf Ungleichheitsmerkmale
verweist, spricht mit ‚Milieu‘, anders als mit ‚Klasse‘, keine Strukturopposition
zwischen Dominanten und Dominierten kommuniziert wird. In Erweiterung der
Bourdieuischen Perspektive hat Loïc Wacquant jüngst darauf hingewiesen, dass
Klasse als ein „principle of social vision and division“ (Wacquant 2013, S. 276)
gefasst werden kann, das mit alternativen (Lohnarbeit, Ethnie, Geschlecht, Alter,
Religion etc.) um Dominanz ringt.

Fanmilieus in der sozialen Welt des Fußballs

Nach den Bodybuildern und den Bergleuten sollen schließlich auch die Bayernfans
Erwähnung finden und dabei soll eine Umnutzung des Milieubegriffs vorgeschla-
gen werden. Das Argument lautet: Anders als Soeffners Milieu der Bergleute sind
gegenwärtige Fußballmilieus Teilzeitwelten mit Teilzeitzugehörigkeiten. Dass
sich in ihnen nichtsdestotrotz Vergemeinschaftung vollzieht, mag sie von Honers
Bodybuildern unterscheiden. Für dieses empirische Feld lohnt es sich, auf Anselm
Strauss' (1978) Konzept ‚sozialer Welten‘ zurückzugreifen und ihm den Begriff des
Milieus unterzuordnen.

Mit den Bayernfans sind die Anhänger der Fußballmannschaft FC Bayern
München gemeint. In deren Reihen herrschte große Aufregung, ja Empörung,

als im Sommer 2011 ausgerechnet Manuel Neuer vom Ligarivalen FC Schalke 04 als neuer Torhüter zu ihrem Verein wechselte. Skandalisiert wurde der Umstand, dass Neuer Mitglied einer Schalker Ultra-Fangruppierung gewesen war. „Ultra“ ist die Selbstbezeichnung eines spezifischen Typs von Fußballfans, die ihrem Verein nicht nur besonders intensiv anhängen, sondern spezielle Formen des Fantums pflegen.³ „Du kannst noch so viele Bälle parieren, wir werden dich nie in unserem Trikot akzeptieren!“, hieß es auf einem Transparent, das bei einem der ersten Spiele Neuers für seinen neuen Verein zu sehen war. Die Angehörigen von Münchner Ultra-Gruppierungen lehnten den Wechsel Neuers wegen dessen Schalker Ultra-Vergangenheit zunächst vehement ab und konfrontierten den Spieler nach dessen Vereinswechsel in einem vom Verein anberaumten „Schlichtungsgespräch“ mit den folgenden Forderungen:

Neuer darf 1. nie mit dem Megafon die Fangesänge vorgeben, 2. sich nie vor die Mannschaft knien, um das „Humba“-Lied zu intonieren, 3. sich nicht der Südkurve (hier stehen die Bayern-Ultras) nähern, 4. nie sein Trikot in die Kurve werfen, 5. nie das Bayern-Wappen auf dem Trikot küssen.

Unterlassen sollte der Spieler also genau *die* symbolischen Aktivitäten, die im Fanmilieu der Ultras besonders hoch bewertet werden und die im Fußballmilieu dazu führen, dass die profane Tätigkeit des Fußballspielens und -betrachtens umschlägt in Milieuvergemeinschaftung. Dem Milieu der Ultras ist es nicht nur bei FC Bayern gelungen, mit Hilfe ihrer Kulturtechniken (organisierte Fangesänge, Choreographien, Pyrotechnik) kulturelle Ausstrahlung und Anziehungskraft zu gewinnen. Sie definieren, was authentische Fußballkultur ist und sie sind durch ihre soziale Organisation dazu in der Lage, Einfluss selbst auf das Kerngeschäft von Fußballvereinen zu gewinnen (Zifonun 2007, 2014).

Wir können in der sozialen Welt des Fußballsports beobachten, wie sich transzendente Fan-Gemeinschaften innerhalb der pragmatischen Handlungssphären des Fußballsports bilden, diese mit ihren partikulären Moralien konfrontieren und dabei sogar bereit sind, die erfolgreiche Durchführung der Kernaktivität zu gefährden. Dabei zeigt sich, dass diese Milieus jedoch Teilzeitgemeinschaften darstellen, denen ihre Angehörigen zwar mitunter besondere Bedeutung zumessen, die sie allerdings auch verlassen, um sich anderen Welten zuzuwenden. Damit ist zum einen gemeint, dass die Zugehörigkeit zu einem Fanmilieu in der Regel auf einen bestimmten Lebensabschnitt begrenzt ist und mit dem Ende der Adoleszenz endet oder in ihrer Bedeutung stark reduziert wird. Zum anderen konkurriert die Zugehörigkeit zum Fanmilieu mit zahlreichen anderen Mitgliedschaften – zur Arbeitswelt, zur Familie,

3 Mehr dazu findet sich z. B. auf jugendszenen.com unter <http://wp1026128.server-he.de/wpsz/?portfolio=ultras>.

zu situativen Zugehörigkeitsarrangements – die ihren ganz eigenen Logiken folgen. Anders als im Fall des Bergarbeiters, dessen Milieu unter dem Symbol der Taube seine gesamte Lebenswelt integrierte – Freizeit, Arbeit, politische Zugehörigkeit etc. – also zu einem sinnhaften Ganzen zusammenband, steht das Fragment der kleinen Lebens-Welten eines Fußballfans in keinem Zusammenhang mehr mit den anderen fragmentartigen Wirklichkeiten des Subjektes. Es wandert vielmehr zwischen unterschiedlichsten nicht zusammenhängenden sozialen Welten und erfährt in diesen nur ausnahmsweise die Zugehörigkeit zu einem Milieu, dessen Bedeutung überdies auf die soziale Welt beschränkt bleibt, in der es sich bildet.

Dass diese Form der sozialen Organisation nicht nur charakteristisch für die Fanmilieus von Profivereinen ist, zeigt die Analyse ethnischer Amateurreine (Zifonun 2008). Diese gelten gemeinhin als geschlossene ethnische Milieus, die die Binnenintegration ihrer Angehörigen bewirken und ein Eigenleben führen. Die empirische Analyse zeigt jedoch, dass dies keineswegs der Fall ist. Zwar führen ethnische Fußballvereine tatsächlich zur Erhöhung der Chancen für Begegnungen. Allerdings gilt dies nur für Begegnungen innerhalb der sozialen Welt des Fußballsports. Überdies stehen die ethnischen Beziehungen innerhalb der Fußballwelt unter dem Primat fußballerischer Relevanzen und führt die Zugehörigkeit zum ethnischen Fußballmilieu auch zu vermehrten nicht-ethnischen Beziehungen innerhalb der Fußballwelt. Dort wo das ethnische Fußballmilieu auch zum Ausgangspunkt der Bildung von ethnischen Beziehungen wird, die über die Fußballwelt hinausgehen – wo also innerhalb der Fußballwelt innerethnische wirtschaftliche, private, religiöse Beziehungen geknüpft werden – stehen diese in einem Konkurrenzverhältnis zu externen, nicht-ethnischen Beziehungschancen, gegenüber denen sie sich zu bewähren haben. Umfassende Gemeinschaften begründen ethnische Fußballmilieus nicht.

Schlussbemerkungen

Zum Schluss lässt sich festhalten, dass die hermeneutische Wissenssoziologie *phänomenologisch begründet* ist, sich also dafür interessiert, was subjektiv vorliegt. Sie ist eine *Wissenssoziologie*, weil sie sich für den gesellschaftlichen Wissensvorrat interessiert, auf den subjektiv zugegriffen wird. Sie ist *hermeneutisch*, weil sie davon ausgeht, dass der subjektiv gemeinte Sinn der Alltagshandelnden das Produkt von Deutungen ist und sich diese interpretative Haltung methodisch kontrolliert für die soziologische Analyse nutzen lässt.

Literatur

- Berger, P. L., & Luckmann, Th. (1980). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P. (1982). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Durkheim, É. (1984). Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt a. M.
- Durkheim, É. (1988). Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a. M.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1984). Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, 56–74.
- Honer, A. (1985). Bodybuilding als Sinnsystem. Elemente, Aspekte und Strukturen. Sportwissenschaft Jg. 15, H. 1, 155–169.
- Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden.
- Honer, A. (1999). Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: R. Hitzler, J. Reichertz, & N. Schröer (Hrsg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation (S. 51–67). Konstanz.
- Hradil, S. (1992). Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: Ders. (Hrsg.), Zwischen Bewußtsein und Sein: die Vermittlung ‚objektiver‘ Lebensbedingungen und ‚subjektiver‘ Lebensweisen (S. 15–55). Opladen.
- Knoblauch, H., & Luckmann, Th. (2009). Gattungsanalyse. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung: Ein Handbuch (S. 538–546). Reinbek b. Hbg.
- Luckmann, Th. (1980). Über die Grenzen der Sozialwelt. In: Ders., Lebenswelt und Gesellschaft: Grundstrukturen und geschichtliche Wandlung (S. 56–92). Paderborn.
- Luckmann, Th. (2002). Der kommunikative Aufbau der sozialen Welt und die Sozialwissenschaften. In: Ders., Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981–2002 (S. 157–181). Konstanz.
- Müller, H.-P. (1989). Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41, 53–71.
- Rose, N. (1996). *Inventing Our Selves*. Cambridge.
- Schulze, G. (1992). Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt a. M.
- Soeffner, H.-G. (1992). Der fliegende Maulwurf (Der taubenzüchtende Bergmann im Ruhrgebiet). In: Ders., Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2 (S. 131–156). Frankfurt a. M.
- Strauss, A. (1978). A Social World Perspective. *Studies in Symbolic Interaction* 1, 119–128.
- Vester, M., von Oertzen, P., Geiling, H., Hermann, Th., & Müller, D. (2001). Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt a. M.
- Wacquant, L. (2013). Symbolic power and group-making: On Pierre Bourdieu's reframing of class. *Journal of Classical Sociology* Jg. 13, H. 2, 274–291.
- Zifonun, D. (2007). Zur Kulturbedeutung von Hooligandiskurs und Alltagsrassismus im Fußballsport. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Jg. 8, H. 1, 97–117.
- Zifonun, D. (2008). Das Migrantenmilieu des FC Hochstätt Türkspor. In: S. Neckel, & H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits: Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext* (S. 187–210). Wiesbaden.
- Zifonun, D. (2014). Versionen: Das Sonderwissen sozialer Milieus und seine Differenzierung. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 1. Sonderband, 70–85.

Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch alles?

Probleme medienethnologischer Forschung am Beispiel einer Kulturanalyse des Pokerns

Gerd Möll

*„Kein Bedürfnis hatte die Wende zwischen dem
zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert mehr
geprägt als jenes, Geld zu verdienen, ohne dafür arbeiten
zu müssen: ein Moment der Lust und des Triumphs,
wenn aus dem Nichts das Geld sprudelte und man das
Gewonnene ins nächste Nichts stopfen konnte, schöp-
fend, stopfend, immer wieder, immer unverschämter.“*

(Steinfest 2014, S. 80)

Online- und Offline-Forschung

Heutzutage versteht es sich augenscheinlich beinahe von selbst, dass zahlreiche soziale Lebenswelten mehr oder weniger stark von vielfältigen Internet-Aktivitäten durchdrungen sind. Daraus ergibt sich für die ethnographisch Forschenden allerdings die Frage, wie sie diesem Umstand angemessen Rechnung tragen können, wenn sie sich über längere Zeit in einer bestimmten mediatisierten Kultur bewegen wollen, um deren Eigen-Sinn zu erkunden, zu beschreiben und zu verstehen. Dieses Problem erscheint vor allem dann als virulent, wenn man zu den Grundelementen ethnographischer Forschung nicht nur das Dabeisein zählt, sondern auch die „Herstellung von Forschungssituationen in physischer Kopräsenz mit den Akteuren des zu erforschenden Feldes“ (Strübing 2006, S. 248). Autoren, die diese Auffassung vertreten, halten eine Forschung, die sich allein auf die Untersuchung von Online-Aktivitäten konzentriert, für eine Extremform, die im Grunde genommen den Namen Ethnographie gar nicht verdient (Wittel 2000) oder die bestenfalls defizitär sein kann (Hine 2000). Andere halten zwar eine „pure“ Online-Forschung in bestimmten Fällen für durchaus angemessen, räumen aber ein, dass im digitalen Zeitalter zunehmend die Frage nach dem geeigneten Verhältnis von Offline- und Online-Forschung in den Vordergrund gerückt ist